OrganisationsEntwicklung
Zeitschrift für Unternehmensentwicklung und Change Management

Wagnis Dialog

Wo Veränderung entsteht

Utopie Dialog
Hin zu einem organisationalen Dialogverständnis

Die Konversation verändern
Was bedeutet Dialogische Organisationsentwicklung?

Nuancen erkennen
Die tieferen Schichten in Konflikten und Verhandlungen

Führungserwachen
Mitfühlender Dialog mit sich selbst und anderen

Die Praxis der Beratung
Treibende Kräfte in Beratungsprozessen

1
24

www.zoe-online.org | zoe@handelsblattgroup.com

«Wahrheit beginnt zu zweit»

Bernhard Pörksen und Friedemann Schulz von Thun im Gespräch

Was vergiftet die Debatte? Und wie gelingt der Dialog? Ist die Polarisierung der Kommunikation prinzipiell schlecht? Ein Gespräch zwischen dem Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen und dem Kommunikationspsychologen Friedemann Schulz von Thun über die Kunst des Miteinander-Redens in Zeiten der großen Gereiztheit.

© Peter-Andreas Hassiepen

Bernhard Pörksen

Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen

Kontakt:
bernhard.poerksen@uni-tuebingen.de

© Alexander Riedler

Friedemann Schulz von Thun

bis 2009 Professor für Psychologie an der Universität Hamburg, Leiter des Schulz von Thun-Institut für Kommunikation, Berater und Trainer

Kontakt:
info@schulz-von-thun.de

Primat der Stimmigkeit

Pörksen: Das momentane Debattenklima ist giftig, boshaft, aggressiv. Hass und Hetze, Gerüchte und Falschmeldungen explodieren in den sozialen Netzwerken. Online und offline werden Politiker und Politikerinnen sowie Journalisten und Journalistinnen, Frauen und Flüchtlinge, aber auch Mitarbeitende in Behörden und Ämtern, Rettungskräfte und Polizei-Angehörige in bislang unbekannter Schärfe attackiert, angepöbelt, diffamiert.

Sie selbst haben ein Leben lang über das Miteinander-Reden nachgedacht, die gelingende Verständigung. Deshalb zu Beginn ein paar ganz einfach klingende Fragen: Kann man mit allen reden? Soll man das überhaupt? Und wann muss der Dialog enden?

Schulz von Thun: Die Schwierigkeit, diese Fragen zu beantworten, liegt in dem Wörtchen *man* und dem Abstraktionsgrad des Dialogbegriffs. Kann *ich* mit allen reden, können *Sie* es? Und wenn dem so ist: in welcher Situation, in welcher Rolle und mit wem? Sprechen Sie als ein Medienwissenschaftler, greifen Sie in einem Disput vor der Kamera in eine Debatte ein? Bemühen Sie sich um ein klärendes Gespräch, weil ein guter Freund beim gemeinsamen Bier plötzlich ultrarechte Ansichten äußert und Sie sich wundern: «Mit wem sitze ich da eigentlich am Tisch?»

Oder handelt es sich um einen ehelichen Streit, geht es um eine Team-Konferenz, eine Podiumsdiskussion? Das sind so verschiedene Situationen und Gesprächsgelegenheiten, dass sie sich kaum alle unter dem großen Dachbegriff «Dialog» vereinen lassen.

Pörksen: Die erste Antwort lautet also, dass die Möglichkeiten und Grenzen des Miteinander-Redens nur im Konkreten bestimmbar sind, das ist die Prämisse, von der wir ausgehen. Es ist der Einzelfall, der entscheidet. Unterschiedliche Menschen, die in einer je besonderen Situation miteinander sprechen – das ist die Ur-Szene, über die wir jetzt nachdenken.

Schulz von Thun: Ja, und dann muss es mir darum gehen, die Besonderheit der Situation ins Auge zu fassen und meine Rolle darin zu klären. Was ist das für eine Situation, was verlangt sie mir ab und wozu gibt sie mir Gelegenheit? Und was wäre mein Anliegen, diese Gelegenheit zu ergreifen? Alles, worauf ich mich dann einlasse, sollte stimmig sein, das heißt in Übereinstimmung mit mir selbst und mit der Wahrheit der Situation. Dieses anspruchsvolle Ideal der Stimmigkeit liefert keine Fertigrezepte und Verhaltensschablonen, sondern stellt zunächst den inneren Kompass auf der Suche nach der guten Kommunikation.

Pörksen: Dies lohnt es sich zu betonen, so meine ich. Stimmige Kommunikation ist – so betrachtet – das Resultat einer doppelten Passung, sie passt zur eigenen Person und zu den Herausforderungen der Situation. Wenn man anerkennt, dass Menschen und Situationen unendlich verschieden sind und die Möglichkeiten des stimmigen Miteinander-Redens immer neu ausgelotet werden müssen, dann bedeutet dies in der Konsequenz: Es ist falsch, so zu tun, als sei der Dialog ein Allheilmittel, eine Art Zaubertrank gegen die Polarisierung der Gesellschaft. Ganz in diesem Sinne hat der Journalist Daniel Binswanger notiert, es gebe gegenwärtig eine «seltsame Fetischisierung der Gesprächsbereitschaft», eine pauschale Verherrlichung von Diskurs und Debatte. So, als würde es schon «reichen, mit dem Gegner zu reden – jedem Gegner, selbst dem antidemokratischen –, um seine destruktive Kraft zu bannen. Als müsste man bloß seine Widersacher zu Wort kommen lassen, um sie in den Kreis der Demokratiefreunde wieder einzugemeinden.»

Schulz von Thun: Der Hinweis, dass eine Handlung (alleine) nicht ausreicht, um etwas zu erreichen, nimmt ihr nicht den Wert, etwas beitragen zu können. Aber es trifft zu: Eine solche Heilserwartung sollte man, sofern sie vorhanden war, wieder fahren lassen. Denn ein Gespräch – sofern überhaupt etwas zu Stande kommt, was diesen Namen verdient – macht noch nicht automatisch alles besser. Manchmal wird alles schlimmer. Wenn ich mein Gegenüber im direkten Kontakt erlebe, können sich die anfänglichen Gegensätze rasch verschärfen.

Pörksen: Das klärende Gespräch kann die Differenz der Kontrahenten erst so richtig sichtbar und erlebbar machen, stimmt. Man schaut einander an und begreift erst, wie wenig man den anderen mit seinen Ansichten eigentlich leiden kann

Schulz von Thun: Und es entstehen womöglich jenseits der Sachfragen neue Streitfelder auf der Beziehungsebene, die von den Modalitäten der Konfliktaustragung handeln, ganz nach dem Motto: «Was erlauben Sie sich? Wie reden Sie überhaupt mit mir?» Und wenn ich dann die Art des Gesprächsverhaltens zum Thema mache («In der Sache bin ich anderer Meinung als Sie, aber zunächst zum Ton, den Sie anschlagen: den empfinde ich als beleidigend und unverschämt!»), dann kann es passieren, dass diese Metakommunikation ein weiteres Schlachtfeld eröffnet und den Graben weiter vertieft («…ich hätte nicht gedacht, dass Sie so empfindlich sind! Wer austeilt, muss doch auch einstecken können. Ich bin es gewohnt, Klartext zu sprechen und werde mir den Mund von Ihnen nicht verbieten lassen!») Sie sehen: Auch im Bereich der Metakommunikation, auf dem man vielleicht hofft, die Art der Auseinandersetzung fruchtbarer zu machen, kann man sich intensiv verheddern und Störungen zweiter Ordnung produzieren.

Pörksen: Auf einmal wird dann eine vielleicht ganz irrelevante Stimmungsschwankung hypersensibel ins Monströse vergrößert. Und man streitet sich nun nicht mehr inhaltlich, sondern auf der nächsthöheren Stufe über die Art und Weise, wie man miteinander streitet. Ihre Kritik der Metakommunikation erscheint mir bemerkenswert, haben Sie doch in Ihrem ersten Buch über die Praxis des Miteinander-Redens diese noch als «die Gewohnheit der nächsten Generation» gewürdigt und sie als entscheidendes Heilmittel im Konfliktfall beschrieben. Mögen Sie die Gründe für Ihren Sinneswandel erläutern?

Schulz von Thun: Die Verheißung der Metakommunikation besteht ja darin, dass sich Missverständnisse und Verstimmungen klären lassen, wenn man sich auf einer Hochebene der überblickenden Reflexion neu begegnet – und über das sprechen kann, was da gerade unten im Tal zwischen uns schief gelaufen ist. Das ist die Hoffnung. Aber ohne Moderation und im Übereifer des Gefechtes kann schlechterdings eine zweite Front entstehen, die nun endgültig aus Gegnern Feinde macht. Nach meiner heutigen Einschätzung kann die Aussprache darüber, wie wir miteinander umgehen, chancenreicher dann stattfinden, wenn man ein wenig Abstand gewonnen hat vom «Eifer des Gefechtes» und sich wieder zu fassen hat. Aktuelle Metakommunikation ist nur dann aussichtsreich, wenn Missverständnisse sofort an Ort und Stelle aufgeklärt werden können, zum Beispiel «Sie reagieren so, als hätte ich Ihnen einen Vorwurf gemacht. Ich mache Ihnen aber gar keinen, sondern ich habe einen Wunsch und eine Bitte für die Zukunft…»

Pörksen: Ich halte fest: Es gibt kein Universalrezept für die Konfliktlösung im Gespräch. Und jeder Dialog kann Unterschiede, die vorher in einem Klima wohliger Unklarheit und der vielleicht bloß gefühlten Übereinkunft gar nicht so richtig erlebbar waren, so richtig ins Bewusstsein treten lassen. Und doch will ich eine meinetwegen pauschale Kommunikations- und Dialogforderung nicht so schnell preisgeben, weil sie, wenn auch vielleicht ziemlich hilflos und gewiss viel zu allgemein, darauf verweist: Wir könnten auch, statt verbal aufeinander einzuprügeln, erst einmal das Sprechen einüben, den Streit in der Sache, der nicht eine Person diffamiert, sondern eine Position kritisiert. Das ist alles in allem gewiss die bessere Alternative.

«Ich teile die Sehnsucht nach einem produktiven, gelingenden Miteinander-Reden.»

Schulz von Thun: Oh ja, miteinander zu reden gehört zu den allerersten Optionen, wenn Verächtlichkeit und Gehässigkeit im Anmarsch sind oder bereits die Oberhand gewonnen haben. Oder wenn man einander bisher in eisigem Schweigen ausgewichen ist. Also, ich teile die Sehnsucht nach einem produktiven, gelingenden Miteinander-Reden, dies unbedingt. Und ich lebe davon, dass die Menschen dieses Miteinander-Reden besser verstehen und in Seminaren üben wollen. Aber dann wird es ganz konkret: Wie spreche ich mit jemandem, dessen Auffassungen mir womöglich ganz zuwider sind, die ich aus tiefstem Herzen ablehne, vielleicht verachte? Vielleicht hilft hier ein dialektisches Prinzip der «respektvollen Ablehnung»: Respekt vor dem Menschen, Ablehnung seines Standpunktes.

Dialektik von Abgrenzung und Annäherung

Pörksen: Dieses Prinzip scheint mir tatsächlich nützlich. Und doch plädiere ich dafür, dass wir uns grundsätzlich darüber verständigen, was einen Dialog ausmacht. Ich denke, wir brauchen zunächst ein paar allgemeine Kriterien, die in der Reibung mit den einzelnen Beispielen eine andere Nachdenklichkeit entstehen lassen, wenn es gut läuft. Also: Was zeichnet – ganz allgemein gefragt – ein echtes Gespräch, einen wirklichen Dialog aus? Wie beschreiben wir selbst das Ideal des Miteinander-Redens?

Schulz von Thun: Dialog heißt von der ursprünglichen Wortbedeutung her «Unterredung» – also geht es um Menschen, die miteinander reden. Darüber hinaus enthält der Begriff dann auch, ganz wie Sie sagen, Idealvorstellungen darüber, was ein *gutes* Gespräch ausmacht. Wenn alle am Gespräch Beteiligten von dem dialogischen Credo beseelt sind, dass «die Wahrheit zu zweit beginnt», dann ist dafür viel gewonnen. Die Beteiligten begreifen sich dann nicht (nur) als Antagonisten, die etwas auszufechten und den Sieger zu ermitteln haben, sondern (auch) als Komplementäre, als Ergänzungspartner, die im Hinblick auf Wahrheitsklärung und Problemlösung gemeinsam etwas Besseres herausfinden, als wenn nur eine und einer allein das Sagen gehabt hätte. In diesem Sinne würde jeder Beteiligte seinen «Standpunkt» als einen «Ausgangspunkt» begreifen, wohl ahnend und sogar hoffend, dass er am Ende des Gespräches mit seinen Überzeugungen nicht mehr haargenau an derselben Stelle stehen wird.

Pörksen: Man bewegt sich wirklich aufeinander zu, verlässt die Ruhebank der festen Wahrheiten und Gewissheiten auf dem Weg zu einer neuartigen Synthese.

Schulz von Thun: «Ruhebank» ist gut gesagt. Genau, damit ist ein anderer, neuer Ehrgeiz geboren. Der alte Ehrgeiz für ein Gespräch zielte darauf ab, das Gegenüber, das den Standpunkt A innehat, davon zu überzeugen, dass ich mit meinem Standpunkt B recht habe. Wenn dies gelingt, war es ein schönes Gespräch! Leider hatte der andere dasselbe Ziel, dass ich mich aufgrund seiner überzeugenden Darlegungen geschlagen gebe und mich von B nach A bewege. Wenn ja, war es für ihn ein schönes Gespräch. Der neue Ehrgeiz, der das Dialogische erst wirklich hervorbringt, sucht nach einem dritten Punkt C, der weder mit A noch mit B identisch ist, stattdessen den wertvollen Kern von A und B herausschält und diesen in C integriert.

Pörksen: Müssen uns für ein solches Dialogverständnis, das die unterschiedlichen Perspektiven zusammenführt, die Leitsätze eines Carl Rogers interessieren? Er warb als Psychotherapeut und Vertreter der humanistischen Psychologie stets für die empathische Zuwendung, um in die Welt des anderen einzutauchen, sie in ihrer ureigenen Gestalt überhaupt erst einmal zu erkennen. Carl Rogers Idee des aktiven Zuhörens, das auf ein umfassendes Verständnis des Gegenübers zielt, erscheint mir daher als eine zumindest nützliche Anregung, die allerdings in manchen Kreisen auf übertriebene Weise interpretiert wurde. Ganz nach dem Motto: Wir müssen erst einmal alles wiederholen, was der andere gerade gesagt hat. Was meinen Sie? Ist Carl Rogers hier hilfreich?

Schulz von Thun: Dass ich im Gespräch fortwährend mit eigenen Worten wiedergebe, was ich von dem anderen auf und zwischen den Zeilen verstanden habe, kognitiv und emotional, das ist wohl tatsächlich eher im therapeutischen Kontext hilfreich und heilsam. Aber die Empathie, die dafür nötig ist, wäre auch im Alltagsdialog und in der öffentlichen Debatte überaus wertvoll. Für mich beginnt die Dialogkompetenz in der Verbindung von zwei konträren Fähigkeiten. Einerseits muss, zumindest auf einer Seite, ein Bemühen vorhanden sein, Verständnis für das Gegenüber zu gewinnen – für seine Position und für seine Person. In dem Maße, wie ich dies vermag und dabei wenn

auch vielleicht nur minimale Gemeinsamkeiten entdecke, baue ich eine Brücke. Andererseits muss der Moment kommen, an dem ich meine eigene Sichtweise, mein eigenes Dafürhalten meinen eigenen Standpunkt deutlich mache, womöglich mit Nachdruck und auch mit Resonanz auf die Verlautbarung des Gegenübers, die ich für einseitig oder gefährlich halte. Also empathisches Verstehen und eigene Farbe bekennen, beides. Und die eigene Farbe nicht «herunterbeten», wie von einer oft gespielten Kassette, sondern so, dass ich auf den anderen eingehe, bezugnehme auf das, was ich von ihm aufgenommen habe – da wird es dann erst wirklich dialogisch.

Pörksen: Das hieße im Sinne einer weiteren Zwischenbilanz auf dem Weg zu einem produktiven Dialog: Zuerst verstehen, was der andere sagt, sich darum bemühen, seine Position zumindest ein wenig zu würdigen, dann sagen, was man selbst zu all dem meint – das wäre eine sinnvolle Schrittfolge, die natürlich nicht zu einem Schematismus missraten darf. Unter allen Umständen gilt: Abwertung kann nie der Auftakt sein. Wer schon konfrontativ beginnt und mit der Abwertung einsetzt, setzt den falschen Ton, bekommt keinen Zugang zu der Welt des anderen.

Schulz von Thun: In jedem Fall hat die Konfrontation eher eine Chance, konstruktiv aufgenommen zu werden, wenn man zuvor die Brücke gebaut hat, sich zumindest um das Verständnis bemüht und nicht mit einer Kriegserklärung begonnen hat. Es kann geradezu wie ein Zauber wirken, wenn man den Standpunkt des Gegenübers in eigenen Worten und in einer Weise formuliert, so dass sich dieser tatsächlich zutiefst verstanden fühlt. Man findet dann ein anderes Gehör. Und wenn es einem dann noch gelingt, die eigene innere Wahrheit mit Kraft und Aufrichtigkeit vorzutragen, ohne jedoch den anderen gleichzeitig als Mensch zu entwerten, dann sind wir dem gelingenden Dialog nahegekommen.

Pörksen: Was Sie im Sinne eines Ideals beschreiben, ist eine Doppelbewegung aus Annäherung und Abgrenzung, Hingabe und Verweigerung, Akzeptanz und Konfrontation. Ein «Streicheln und Kratzen», so hat dies der Schriftsteller Martin Walser einmal genannt. Diese dialektische Gleichzeitigkeit des Verschiedenen ist ein Schlüsselmerkmal des Dialogs, der wirklich diesen Namen verdient, so können wir festhalten. Beide Standpunkte kommen vor, es gibt die Bereitschaft, ihre Andersartigkeit überhaupt zu erkennen und anzuerkennen. Und man macht dann auch noch die Differenzen klar, markiert in aller gebotenen Deutlichkeit Unterschiede und Defizite.

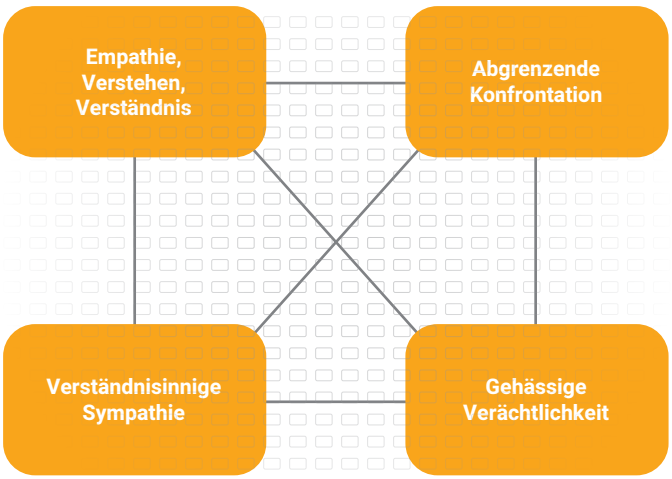
Schulz von Thun: Das ist schwer umzusetzen, auch weil es seelisch sehr unterschiedliche Qualitäten sind, die es hier gleichzeitig braucht. Das Bemühen um Verständnis und Empathie kann in eine Art Gesprächstherapie abgleiten, ein Zuhören und Aufnehmen, bei dem man einen eigenen Standpunkt gar nicht mehr kenntlich macht und sich in der gefühligen Wertschätzung des Gegenübers verliert – ohne selbst eine innere Resonanz aufzubauen und schließlich selbst Farbe zu bekennen. Und die Komplementärtugend einer deutlichen Konfrontation kann zur pauschalen Verunglimpfung des Gegenübers degenerieren: «Jetzt mal draufschlagen, attackieren, in die Fresse hauen», so lautet dann die Devise. – Kurzum: Manche sind empathiebegabt, manche stark in der Verkündung der eigenen Wahrheit – und nur wenigen gelingt es, das eine mit dem anderen zu verbinden. Da beginnt dann die Kunst. Denn wer nur das eine kann, ist im Wertequadrat wieder in der Gefahr abzurutschen (vgl. Abbildung 1).

Pörksen: Für mich fehlt bei all dem allerdings noch ein wichtiges Moment des Dialogischen, nämlich die Bereitschaft, sich überraschen zu lassen und im Zweifel auch die eigene Auffassung zu ändern. Die klare Unterscheidung von Empathie und Konfrontation setzt ja voraus, dass die eigenen und die fremden Positionen schon ziemlich sicher festliegen, sie einem überhaupt in der nötigen Klarheit bewusst sind, man sich aber selbst inhaltlich gar nicht mehr groß bewegt. Genau diese Möglichkeit der Revision der eigenen Auffassungen zeichnet aber einen Dialog aus; stets gibt es ein Moment des Unplanbaren, Unvorhersehbaren, Überraschenden. Und man gelangt, ohne dass man am Anfang schon Genaueres wissen könnte, zu einer Intensität und Synthese des Denkens, die in monologischer Abgeschiedenheit einfach nicht zu haben ist.

Abbildung 1

Die dialektische Gleichzeitigkeit von Annäherung und Abgrenzung, von Empathie und Konfrontation

Ein Werte- und Entwicklungsquadrat der dialogischen Kompetenz



Schulz von Thun: Und in monologischer Zweisamkeit auch nicht. Eben deshalb ist es so zentral, die Position des anderen nicht nur zu begreifen, sondern sie auch (und sei es nur minimal) zu würdigen. Wie könnte sonst das dialogische Credo, dass die Wahrheit zu zweit beginnt, mit Leben gefüllt werden und etwas entstehen, das man alleine gar nicht zustande brächte?

Nur am Rande: Ich habe mal als Jury-Mitglied an einem Debattenwettbewerb junger Leute, zum Teil Nachwuchspolitiker, teilgenommen. Bei vorgegebenen kontroversen Themen sollten sie ihren Standpunkt argumentativ vertreten und sich gegenüber dem behaupten, der den Gegenstandpunkt vertrat. Als Sieger wurde erkoren, wem das am überzeugendsten gelang. Diese jungen Leute waren rhetorisch brillant, klug in der Gedankenführung und mit Leidenschaft bei der Sache – ich fand sie richtig gut! Aber zwei Dinge konnten (oder wollten) sie alle nicht. Sie konnten nicht entdecken und würdigen, was im Standpunkt des Kontrahenten wertvoll oder zumindest berücksichtigenswert ist. Und zweitens, sie konnten die Nachteile der eigenen Position nicht offen bekennen. Diese beiden Dialog- und Debattenfähigkeiten schienen in ihrer Schulung nicht vorzukommen. Sollten sie aber! Souverän waren sie alle, zum Teil großartig, aber es gibt eine Souveränität höherer Ordnung, die es sich erlauben kann, die Stärken des anderen und die eigenen Schwachpunkte freimütig zu erkennen und zu bekennen.

Pörksen: Wie ließen sich diese so unterschiedlichen Kommunikations-Manöver in Richtung eines wirklichen Dialoges umsetzen, ganz praktisch gefragt? Man darf es, wenn man selbst überzeugen will, mit dem eigenen Defizit-Bekenntnis auch nicht übertreiben, oder?

Schulz von Thun: Eine Würdigung, die die eigenen Überzeugungsversuche nicht konterkariert, könnte zum Beispiel so klingen: «Ich stimme Ihnen völlig zu, dass mit meinem Vorschlag ein Nachteil verbunden ist – und Sie haben ihn auch aus meiner Sicht richtig herausgearbeitet! Warum bin ich dennoch entschieden dafür? ...» Die Angst, dadurch ein Eigentor zu schießen, ist, so meine ich, unbegründet. Vielfach wird eine Wehrkraftzersetzung in eigener Sache befürchtet, als ob man dem Gegner freiwillig Munition liefern würde. Aber ganz im Gegenteil, man gewinnt an Überzeugungskraft und persönlicher Glaubwürdigkeit. Und erhält sich die Chance, etwas dazuzulernen.

Dieses Gespräch ist ein bearbeiteter und gekürzter Auszug aus dem Buch «Die Kunst des Miteinander-Redens. Über den Dialog in Gesellschaft und Politik.» München: Goldmann Verlag.

Die Kunst des Miteinander-Redens

Hass und Hetze, Gerüchte und Falschmeldungen verbreiten sich rasend schnell. Öffentliche Debatten eskalieren zum giftigen Streit. Und in der Breite der Gesellschaft regiert die Angst vor dem Schwinden des gesellschaftlichen Zusammenhalts und dem Ende von Respekt und Vernunft. Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen und der Kommunikationspsychologe Friedemann Schulz von Thun, zwei prominente Vertreter ihres Fachs, analysieren den kommunikativen Klimawandel. Sie zeigen Auswege aus der Polarisierungsfalle in Zeiten der großen Gereiztheit und der populistischen Vereinfachungen und entwerfen eine Ethik des Miteinander-Redens, die Empathie und Wertschätzung mit der Bereitschaft zum Streit und zur klärenden Konfrontation verbindet. Anschaulich und mit vielen Beispielen führen sie vor, wie sich Diskussionen und Debatten verbessern lassen und wie die Kunst des Miteinander-Redens zu einer Schule der Demokratie und des guten Miteinander-Lebens werden könnte.

Literatur

- **Von Foerster, H. & Pörksen, B. (2022).** Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker, Carl-Auer.
- **Pörksen, B. (2021).** Die große Gereiztheit. Wege aus der kollektiven Erregung, Goldmann.
- **Pörksen, B. (2018).** Die Gewissheit der Ungewissheit. Gespräche zum Konstruktivismus, Carl-Auer.
- **Pörksen, B. & Schulz von Thun, F. (2016).** Kommunikation als Lebenskunst. Philosophie und Praxis des Miteinander-Redens, Carl-Auer.
- **Schulz von Thun, F. (2023).** Miteinander reden 1-4: Störungen und Klärungen. Stile, Werte und Persönlichkeitsentwicklung. Das „Innere Team“ und situationsgerechte Kommunikation. Fragen und Antworten. Sonderausgabe, Rowohlt.
- **Schulz von Thun, F. (2023).** Erfülltes Leben. Ein kleines Modell für eine große Idee, Goldmann.